

on. Das letzte Kapitel, „*Mise-en-Scène*“, bietet wieder mehr, fragt nach den Hintergründen der PCST und kontextualisiert sie historisch und kulturell. Der Ausblick auf die Einbettung in ihre Entstehungszeit wird zur Entdeckungsreise in strukturalistische Argumentationen und Computeranwendungen, die Schuijer am Beispiel Milton Babbitts und Allen Fortes unternimmt.

Kein Zweifel: Dies ist ein lesenswertes Buch, auch wenn die Lektüre viel Geduld und Mühe verlangt. Schuijer gelingt es, sowohl Zerrbilder zu zerstören als auch die PCST nicht als ‚Abbildung von Wahrheit‘ zu simplifizieren, sondern als Konstruktionshilfe eines möglichen Zugriffs im Dialog von Quelle, Analysierendem und Methode. Wer sich für das Verhältnis von Musiktheorie und Musikgeschichte interessiert, wer Ansätze zum analytischen Zugriff auf Musik des 20. Jahrhunderts sucht und wer Methodenreflexion zur Analyse schätzt, wird gleichermaßen fündig werden.

(November 2009)

Christoph Hust

*TILL H. LORENZ: Von der „jüdischen Renaissance“ ins Exil. Der Lebensweg Anneliese Landaus bis 1939 und ihr Begriff einer „jüdischen Musik“. Hamburg: von Bockel 2009. 179 S. (Musik im „Dritten Reich“ und im Exil. Band 14.)*

Ziel dieser Arbeit ist es, Leben und Werk der exilierten Musikwissenschaftlerin und Publizistin Anneliese Landau bis zu ihrem Weggang aus Deutschland zu rekonstruieren, wobei der Autor betont, dass sich das künstlerische und das wissenschaftliche Wirken auf der einen Seite sowie die religiös-kulturelle Identität der Musikpublizistin andererseits bedingen. Landau war als Frau wie auch als Jüdin Angehörige von gleich zwei Minderheiten, und dies machte sich bereits beim Studium bemerkbar, wo sie mit Vorurteilen zu kämpfen hatte. Durch ihre Flucht nach England entkam sie ihrer Ermordung; ihre Schwester sowie ihre Eltern kamen hingegen um. Erstaunlich, dass sie als Rundfunkjournalistin auf Komponistinnen wie Emilie Zumsteeg oder Fanny Mendelssohn aufmerksam machte – Künstlerinnen, die erst einige Jahrzehnte später von der Frauenforschung wieder ‚entdeckt‘ wurden. Von besonderem Interesse ist Anneliese Landaus Idee einer „Neu-

en jüdischen Musik“, wobei sie über das Konzept einer Konfession hinausging. Sie hielt es für möglich, späteren Generationen „mit unserm Ruf, mit unserm Sehnen nach einer uns eigenen Kunst“ vorzuarbeiten (S. 125) und sah die Musik als identitätsstiftendes Medium. Die jüdische Volksmusik, die sich in ihren Grundzügen aus der synagogalen Musik entwickelte, erklärte sie zur Basis einer künftigen Entwicklung.

So entfernt uns diese Ideen heute anmuten, so nachvollziehbar war damals der Kampf um einen Gegenentwurf zum Antisemitismus und zum Naziterror. Gerade dieser Abschnitt macht die ansonsten etwas trocken geratene Erstlingsarbeit lesenswert. Dass es 70 Jahre gebraucht hat, ehe man sich dieser Kollegin besann, stimmt nachdenklich; zugleich ist dem Herausgeber der Schriftenreihe, Peter Petersen, zu danken, dass er Studierende für diese Thematik interessiert. Eine kleine Korrektur: Der auf S. 47 erwähnte Beidler ist mit Isolde Wagners Ehemann verwechselt worden, der in der Tat Konkurrenzgefühle gegenüber Siegfried Wagner hegte; der Sohn hingegen (Wagners Enkel und Kollege Anneliese Landaus) war seinem Onkel freundschaftlich zugetan.

(September 2009)

Eva Rieger

*NINA NOESKE: Musikalische Dekonstruktion. Neue Instrumentalmusik in der DDR. Köln – Weimar – Wien: Böhlau Verlag 2007. XII, 435 S., Nbsp., 2 CDs (KlangZeiten – Musik, Politik und Gesellschaft. Band 3.)*

„Dies [gemeint ist offene oder subtile Gängelung; G. R.] legt nahe, dass ein [...] mit einer Staatsideologie konfrontierter Künstler sich mit seinem Werke stets an ein Gegenüber richtete: Auf der einen Seite an das Publikum, welches sich aufgrund des unzureichenden Informationsflusses der offiziellen Nachrichten oftmals an Literatur, Kunst, Musik hielt, [...] auf der anderen Seite auch an jenen Gegner, welcher von Beginn an gängete, verbot, sich einmischte und über künstlerische Existenzen entschied. So fand [...] innerhalb der Werke ein ‚internes Gespräch‘ statt. Demnach lassen sich so geartete Werke nicht als autonome, monadenhaft konstituierte Gebilde angemessen analysieren [...]“ (S. 79 f.).